



Laini
Taylor

Dreams
of Gods
and Monsters

ZWISCHEN
DEN WELTEN

⊗ | FJB

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Laini Taylor

Dreams of Gods and Monsters

Zwischen den Welten

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

*Es war einmal,
da legten ein Engel und ein Teufel
die Hände auf ihre Herzen*



und setzten die Apokalypse in Gang.



Herzrasen und schreiendes Blut, wild und tosend und jagend und allesverzehrend und schrecklich, schrecklich, schrecklich ...

»Eliza! Eliza!«

Eine Stimme. Grelles Licht, und Eliza fiel aus dem Schlaf. So fühlte es sich an: als würde sie fallen und hart aufschlagen. »Es war ein Traum«, hörte sie sich sagen. »Es war nur ein Traum. Alles in Ordnung.«

Wie oft in ihrem Leben hatte sie diese Worte schon ausgesprochen? Zu oft, so viel war sicher. Aber noch nie zuvor gegenüber einem jungen Mann, der mit einem Tischlerhammer bewaffnet heldenhaft in ihr Zimmer gestürmt war, um sie davor zu retten, ermordet zu werden.

»Du ... du hast geschrien«, sagte ihr Mitbewohner Gabriel und blickte hastig in alle Ecken, konnte aber keine Spur von potentiellen Mördern entdecken. Schlafzerzaust und geradezu manisch wachsam hielt er seinen Hammer hoch, zum Schlag bereit. »Ich meine ... du hast echt *richtig* geschrien.«

»Ich weiß«, stieß Eliza heiser hervor. »Das mache ich manchmal.« Sie setzte sich im Bett auf. Ihr Herzschlag fühlte sich an wie Kanonenfeuer – tief und unheilvoll hallte er in ihrem gesamten Körper wider, aber obwohl sie einen trockenen Mund hatte und kaum Luft bekam, ver-

suchte sie ganz lässig zu klingen. »Sorry, ich wollte dich nicht wecken.«

Blinzelnd senkte Gabriel seinen Hammer. »Das meinte ich nicht, Eliza. So habe ich im wirklichen Leben noch nie jemanden schreien gehört. Das war ein Horrorfilm-Schrei.«

Er klang ein bisschen zu beeindruckt. *Geh weg*, wollte Eliza sagen. *Bitte*. Ihre Hände fingen an zu zittern. Bald würde sie es nicht mehr kontrollieren können, und sie wollte keinen Zeugen. Der Adrenalinabsturz nach dem Traum konnte ziemlich üble Folgen haben. »Mir geht's gut, ehrlich. Okay? Ich brauche nur ...«

Verdammt.

Das Zittern. Druck baute sich auf, ihre Augen brannten, und nichts davon ließ sich aufhalten.

Verdammt, verdammt, verdammt.

Sie krümmte sich und vergrub ihr Gesicht in der Bettdecke, als das Schluchzen in ihr aufstieg und von ihr Besitz ergriff. So schlimm der Traum auch war – und er war *schlimm* –, waren die Nachwirkungen doch noch schlimmer, weil sie bei vollem Bewusstsein und trotzdem absolut wehrlos war. Das Grauen hielt an, und da war noch etwas anderes. Es kam mit dem Traum, jedes Mal, verschwand aber nicht mit ihm, sondern blieb da wie etwas, das die Flut angespült hatte. Etwas Entsetzliches – der bestialisch stinkende Leichnam eines Leviathans, der am Ufer ihrer Gedanken verrottete. Es war Reue. Aber bei Gott, dieses Wort war viel zu unblutig. Das Gefühl, das der Traum in ihr hinterließ, war ein Messer aus Angst und Schrecken, tief hineingestoßen in die klaffende, schwärende Wunde der *Schuld*.

Schuld weswegen? Das war das Allerschlimmste. Es war

... Gott, es war furchtbar, und es war gewaltig. Zu gewaltig. Niemand hatte je etwas Schlimmeres getan, zu keiner Zeit, an keinem Ort, und die Schuld lag ganz allein bei ihr. Es war unmöglich, und sobald Eliza es schaffte, sich wieder von dem Traum zu distanzieren, konnte sie es als lächerlich abtun.

So etwas hatte sie nicht getan, so etwas würde sie *niemals* tun.

Doch solange sie im Netz des Traums verstrickt war, spielte nichts davon eine Rolle – nicht die Vernunft, nicht die Sinnhaftigkeit, nicht einmal die physikalischen Gesetze. Das Grauen und die Schuld erstickten alles andere.

Es war total ätzend.

Als das Schluchzen endlich nachließ, und sie den Kopf hob, saß Gabriel auf ihrer Bettkante und sah sie voller Mitgefühl und Sorge an. Gabriel Edinger strahlte eine gewisse ungenierte Höflichkeit aus, die nahezulegen schien, dass er in Zukunft eine Fliege tragen würde. Vielleicht sogar ein Monokel. Er war Neurowissenschaftler, wahrscheinlich der schlaueste Mensch, den Eliza kannte, und einer der nettesten. Sie arbeiteten beide als wissenschaftliche Mitarbeiter im Smithsonian's National Museum of Natural History – dem NMNH – und hatten sich im letzten Jahr angefreundet, auch wenn sie noch nicht richtig *Freunde* waren. Dann war Gabriels Freundin nach New York gezogen, weil sie dort eine Stelle als Post-Doktorandin angeboten bekommen hatte, und er hatte eine Mitbewohnerin gebraucht, um sich die Miete leisten zu können. Eliza hatte gewusst, dass es ein Risiko war, ihr Privatleben mit ihrem Berufsleben zu koppeln, und zwar genau aus diesem Grund. Wegen all *dem hier*.

Wegen dem Schreien. Dem Schluchzen.

Eine interessierte Person würde nicht lange brauchen, um herauszufinden, dass unter diesem Leben, das sie sich aufgebaut hatte, ein tiefer Abgrund klaffte. Manchmal kam es ihr vor, als würde sie versuchen, Treibsand mit Holzplanken abzudecken. Aber der Traum hatte sie schon eine Weile nicht mehr heimgesucht, also hatte sie der Versuchung nachgegeben, so zu tun, als wäre sie normal – als plagte sie nichts weiter als die normalen Sorgen einer vierundzwanzigjährigen Doktorandin, die mit einem winzig kleinen Budget ihren Lebensunterhalt bestreiten musste. Dissertationsdruck, fieser Laborpartner, der Kampf um ein Stipendium, die Miete.

Und Monster.

»Tut mir echt leid«, sagte sie zu Gabriel. »Ich glaube, jetzt geht es mir besser.«

»Gut.« Einen Moment herrschte unangenehme Stille, dann fragte er betont munter: »Wie wär's mit einer Tasse Tee?«

Tee. Was für ein wundervoll normaler Vorschlag. »Ja«, antwortete Eliza. »Bitte.«

Während er in die Küche ging, um den Wasserkocher anzuwerfen, zwang sie sich zur Ruhe. Sie zog ihren Morgenmantel an, wusch sich das Gesicht, putzte sich die Nase und betrachtete sich im Spiegel. Sie sah verheult aus, und ihre Augen waren blutunterlaufen. Na super. Normalerweise hatte sie hübsche Augen. Nicht selten machten ihr Wildfremde deswegen Komplimente. Sie waren groß, von langen, dunklen Wimpern umrahmt und klar – zumindest wenn das Weiße nicht gerötet war vom vielen Weinen –, und ihr Braun war um einiges heller als ihre Haut, wo-

durch sie zu leuchten schienen. Jetzt musste sie allerdings mit Schrecken feststellen, dass sie ein bisschen ... verrückt aussahen.

»Du bist nicht verrückt«, versicherte sie ihrem Spiegelbild, und es klang wie ein Mantra – eine oft wiederholte Beruhigung, die sie brauchte und die ihr zur Gewohnheit geworden war. *Du bist nicht verrückt, und du wirst auch nicht verrückt.*

Tiefer in ihrem Innern kam ihr ein anderer, verzweifelterer Gedanke.

Mir wird das nicht passieren. Ich bin stärker als die anderen.

Für gewöhnlich konnte sie sich das glauben.

Als Eliza zu Gabriel in die Küche kam, zeigte die Backofenuhr vier Uhr morgens an. Ihr Tee stand auf dem Tisch, zusammen mit einem offenen Becher Eiscrème, in dem ein Löffel steckte. Gabriel deutete darauf. »Albtraum-Eiscrème. Eine Familientradition.«

»Echt?«

»Ja, wirklich und wahrhaftig.«

Einen Moment versuchte Eliza sich vorzustellen, ihre eigene Familie würde mit Eiscrème auf den Traum reagieren, aber das konnte sie nicht. Der Gegensatz war einfach zu extrem. Sie nahm sich den Becher. »Danke«, sagte sie, aß schweigend ein paar Bissen, trank einen Schluck Tee und wartete dabei angespannt darauf, dass er anfangen würde, sie auszufragen.

Wovon träumst du, Eliza?

Wie soll ich dir helfen, wenn du nicht mit mir redest, Eliza?

Was ist mit dir los, Eliza?

Sie hatte schon alles gehört.

»Du hast von Morgan Toth geträumt, oder?«, fragte Gabriel. »Von Morgan Toth und seinen dicken, weichen Lippen?«

Okay, *das* hatte sie noch nicht gehört. Zu ihrem eigenen Erstaunen musste Eliza lachen. Morgan Toth war ihr Erzfeind, und seine Lippen eigneten sich tatsächlich perfekt für Albträume, aber nein, das kam der Wahrheit nicht einmal nahe. »Ich will nicht darüber reden«, sagte sie.

»Worüber?«, fragte Gabriel, die Unschuld in Person. »Über was willst du denn nicht reden?«

»Guter Versuch. Aber ich mein's ernst. Sorry.«

»Okay.«

Wieder aß Eliza einen Bissen Eiscreme, wieder unterbrach Gabriel die Stille ganz anders, als sie es erwartet hätte. »Ich hatte als Kind oft Albträume«, erzählte er. »Ungefähr ein Jahr lang. Die waren echt heftig. So wie meine Eltern davon erzählen, haben sie unser Familienleben wohl so ziemlich lahmgelegt. Ich hatte Angst einzuschlafen, darum hab ich mit allen möglichen komischen Ritualen versucht, die Träume zu vertreiben. Ich war sogar bereit, Opfer darzubringen. Meine Lieblingsspielsachen, Essen. Angeblich habe ich sogar meinen älteren Bruder als Opfertier angeboten. Daran kann ich mich zwar nicht erinnern, aber er schwört, dass es so war.«

»Wem hast du ihn als Opfertier angeboten?«, wollte Eliza wissen.

»Na, *ihnen*. Den Wesen in meinem Traum.«

Den *Wesen*.

Ein Funke Hoffnung flammte in Eliza auf. Idiotische Hoffnung. Eliza hatte es auch mit »Wesen« zu tun. Wenn

sie rational darüber nachdachte, wusste sie natürlich, dass sie ihrer Phantasie entsprungen waren und nirgendwo sonst existierten, aber nach dem Traum war es ihr nicht immer möglich, rational zu bleiben. »Was waren das für Wesen?«, fragte sie, bevor ihr richtig bewusst wurde, was sie da tat. Wenn sie ihm nicht von ihrem Traum erzählen wollte, dann durfte sie ihn nicht über seinen ausfragen. Das war ein Grundsatz der Geheimhaltung, mit der sie sich eigentlich gut auskannte: Frage nicht, auf dass du nicht gefragt werdest.

»Monster«, antwortete er achselzuckend, und sofort verlor Eliza das Interesse – nicht weil er von Monstern sprach, sondern wegen seines flapsigen Tonfalls. Jemand, der so gelassen über Monster reden konnte, hatte eindeutig nie die ihren getroffen.

»Wusstest du, dass die meisten Leute schon mal geträumt haben, dass sie verfolgt werden?«, fragte Gabriel, und schon begann er zu erzählen. Eliza schlürfte weiter ihren Tee, schob sich hin und wieder einen Löffel Albtraum-Eiscreme in den Mund und nickte an den richtigen Stellen, hörte aber nicht wirklich zu. Mit Traumanalyse hatte sie sich schon vor langer Zeit ausführlich beschäftigt. Es hatte damals nichts geholfen, und es half auch jetzt nichts, und als Gabriel seinen Vortrag abschloss, indem er ihr erklärte, dass Albträume eine Manifestation von Ängsten seien und dass *jeder* sie habe, war sein Ton gleichzeitig beschwichtigend und besserwisserisch, als hätte er ihr Problem gerade für sie gelöst.

Zu gerne hätte Eliza erwidert: »Und ich schätze, jeder braucht schon mit sieben Jahren einen Herzschrittmacher, weil die ›Manifestation seiner Ängste‹ regelmäßig schwere

Herzrhythmusstörungen hervorruft?« Aber sie ließ es bleiben, weil das genau die Art unvergessliche Tatsache war, die auf Cocktailpartys weitererzählt wurde.

Wusstest du, dass Eliza Jones schon mit sieben einen Herzschrittmacher brauchte, weil sie von ihren Alpträumen Herzrhythmusstörungen gekriegt hat?

Echt jetzt? Das ist ja abgefahren.

»Und was ist mit deinem Traum passiert?«, fragte sie Gabriel. »Was ist aus deinen Monstern geworden?«

»Oh, sie haben meinen Bruder mitgenommen und mich von da an in Ruhe gelassen. Ich muss ihnen jedes Jahr zum Sankt-Michaelstag eine Ziege opfern, aber das ist ein geringer Preis für erholsamen Schlaf.«

Eliza lachte. »Wo kriegst du die Ziegen her?«, scherzte sie mit.

»Von einer tollen kleinen Farm in Maryland. Da gibt es nur zertifizierte Opferziegen. Oder auch Lämmer, wenn dir das lieber ist.«

»Natürlich ist es das. Aber was zur Hölle ist der Sankt-Michaelstag?«

»Keine Ahnung. Den hab ich mir gerade ausgedacht.«

Plötzlich überkam Eliza eine Welle von Dankbarkeit, weil Gabriel nicht weiter nachgehakt hatte und weil die Eiscrème, der Tee und selbst ihr Ärger über sein neunmal-kluges Gefasel ihr über die Nachwirkungen ihres Traums hinweggeholfen hatten. Sie lachte tatsächlich, und das war definitiv ein großer Fortschritt.

In diesem Moment vibrierte ihr Handy auf dem Tisch.

Wer rief sie um vier Uhr morgens an? Sie nahm es in die Hand ...

... und als sie die Nummer auf dem Display sah, ließ sie

es fallen – oder schleuderte es besser gesagt von sich. Mit einem lauten Krachen prallte es gegen einen Schrank und landete auf dem Boden. Eine Sekunde wagte sie zu hoffen, sie hätte es zerstört. Still lag es da. Tot. Aber dann – *bssssssssss* – doch nicht tot.

Wann hatte sie es je bedauerlich gefunden, ihr Handy *nicht* kaputt gemacht zu haben?

Es war die Nummer. Nur Zahlen. Kein Name. Kein Name wurde angezeigt, weil Eliza *diese Nummer* nicht in ihr Handy eingespeichert hatte. Ihr war nicht einmal bewusst gewesen, dass sie sie sich gemerkt hatte, doch jetzt kam es ihr plötzlich so vor, als wäre sie die ganze Zeit da gewesen, jeden einzelnen Moment ihres Lebens seit ... seit sie geflohen war. Es war alles noch da, nichts hatte sich wirklich geändert. Die Erkenntnis fühlte sich an wie ein Schlag in den Magen, hart und brutal und kein bisschen abgeschwächt durch die Jahre, die seither vergangen waren.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte sich Gabriel und bückte sich nach dem Handy.

Nicht anfassen!, hätte sie ihn fast gewarnt, aber sie wusste, dass ihre Angst irrational war, und hielt sich gerade noch davon ab. Stattdessen nahm sie das Handy einfach nicht, als Gabriel es ihr hinhielt, so dass er es, immer noch vibrierend, auf den Tisch legen musste.

Eliza starrte darauf. Wie hatten sie sie gefunden? *Wie?* Sie hatte ihren Namen geändert. Sie war *verschwunden*. Hatten sie von Anfang an gewusst, wo sie war, sie vielleicht sogar die ganze Zeit beobachtet? Der Gedanke war entsetzlich. Dass die Jahre in Freiheit nur eine Illusion gewesen sein könnten ...

Das Handy hörte auf zu vibrieren. Der Anruf wurde an

die Mailbox weitergeleitet, und Elizas Herzschlag fühlte sich wieder an wie Kanonenfeuer: ein Schuss nach dem anderen ließ sie erzittern. Wer hatte sie angerufen? Ihre Schwester? Einer ihrer »Onkel«?

Ihre Mutter?

Wer immer es war, Eliza hatte kaum Zeit, sich zu fragen, ob sie eine Nachricht hinterlassen würden – und ob sie es wagen würde, sie sich anzuhören –, bevor das Handy erneut vibrierte. Keine Voicemail. Eine SMS.

Sie lautete: *Mach den Fernseher an.*

Mach den ...?

Zutiefst beunruhigt sah Eliza von ihrem Handy auf. Warum sollte sie das tun? Was sollte sie sich im Fernsehen anschauen? Sie hatte nicht mal einen Fernseher. Gabriel beobachtete sie gespannt, und im selben Moment, in dem ihre Blicke sich trafen, hörten sie den ersten Schrei. Eliza erschrak fast zu Tode und sprang von ihrem Stuhl auf. Irgendwo draußen stieß jemand einen langgezogenen, unverständlichen Schrei aus. Oder kam er von drinnen? Er war laut. Er kam aus ihrem Haus. Nein, Sekunde. Das war jemand anderes. Was zum Teufel war hier los? Überall schrien Leute vor ... Angst? Freude? Entsetzen? Dann begann Gabriels Handy auch zu vibrieren, und Elizas empfing plötzlich eine ganze Reihe von Nachrichten – *bsss bsss bsss bsss*. Diesmal waren sie von Freunden, unter anderem von Taj in London und von Catherine, die in Südafrika Feldforschungen betrieb. Die Formulierungen unterschieden sich, aber sie enthielten alle dieselbe verstörende Botschaft: *Mach den Fernseher an.*

Guckst du die Nachrichten?

Aufwachen. Fernseher an. Sofort.

Bis auf die letzte. Als Eliza die las, hätte sie sich am liebsten wie ein Fötus zusammengerollt und aufgehört zu existieren.

Komm nach Hause, stand dort. Wir verzeihen dir.